

VORWORT

Deutschland Juli 2021

Das sind meine Erinnerungen. Meine, die meines Vaters Johannes, meiner Mutter Elsa, die meiner beiden Onkel Wilhelm und Vadim und die, anderer Menschen. Mit Valhalla bringe ich sie zurück ins irdische, um sie zu lösen. Ihr seid alle verbunden mit dem Leid und dem Schmerz, der uns wiederfuhr. Alle seid ihr damit verbunden. Es gibt keine Schuld, aber Angst vor Leid, Schmerz und Tod. Das muss enden. Die Angst ist lebensfremd geworden. Sie macht euch unmenschlich, entfernt euch von Liebe und Mitgefühl. So wie es mir erging, entfernt sie auch euch immer weiter von eurem Selbst. Die Angst muss durch Liebe und Vertrauen ersetzt werden. Ihr braucht Mitgefühl für euch und einander! Liebe, Mitgefühl und Vertrauen in euch! Dann wird es enden.

Jakob Wilhelm

PROLOG

„Woran erkennt man die Wahrheit?“, fragte die Lüge.

„Die Wahrheit kann man nicht erkennen, man kann sie nicht erfassen, weil sie alles umfasst. Die Wahrheit ist die allerhöchste Instanz, aus ihr spricht der Mensch ohne Worte.“, antwortete die Weisheit.

„Das verstehe ich nicht. Ich werde oft mit der Wahrheit verwechselt. Die Menschen mögen mich und ich fühle mich allgegenwärtig. Noch nie bin ich der Wahrheit begegnet. Wie kann ich sie finden?“, fragte die Lüge.

„Du kannst sie nicht finden. Nach der Wahrheit sucht man nicht. Sobald du beginnst sie zu suchen, ist sie nicht mehr wahr. Wenn sie nicht mehr wahr ist, findest du dich selbst. Hast du dich selbst gefunden und erkannt wer du bist, endet dein Sein. In dem Augenblick, in dem du endest, wird die Wahrheit sichtbar.“, antwortete die Weisheit.

„Das heißt, ich kann ihr nie begegnen, weil sie nur sichtbar wird, wenn mein Sein endet?“, fragte die Lüge.

„Du begegnest der Wahrheit jeden Tag, denn sie begleitet dich. Du kannst sie nicht sehen durch *deine* Augen, nicht Hören durch *deine* Ohren, aber fühlen kannst du ihre Anwesenheit.“, entgegnete die Weisheit.

„Wie fühlt sich die Wahrheit an?“, wollte die Lüge wissen.

„Halte inne und tritt beiseite, verschließe deine Augen und deine Ohren, dann kannst du sie fühlen.“, forderte die Weisheit die Lüge auf.

Die Lüge schloss ihre Augen und Ohren, trat beiseite und hielt inne, wie es die Weisheit gefordert hatte.

„Ich fühle die Wahrheit nicht, ich fühle nur Angst.“, sagte die Lüge ganz leise.
„Die Angst sitzt zusammengekauert im Dunkeln, tief auf dem Grunde der Herzen und schaut auf den Tod.“

„Gib ihr deine Hand und führe sie ans Licht!“ rief die Weisheit.

„Wie soll ich das anstellen?“ fragte die Lüge.

„Du bist die Lüge, dir wird sie vertrauen. Versprich ihr, dass ihr gemeinsam den Tod besiegen werdet, dann wird sie dir folgen.“, riet ihr die Weisheit.

Die Lüge tat, was ihr die Weisheit geraten hatte. Sie reichte der Angst eine Hand und versprach ihr, dass sie den Tod besiegen würden, wenn sie mit ihr gemeinsam ans Licht käme. Die Angst vertraute der Lüge tatsächlich. In dem Glauben den Tod zu besiegen, ließ sie sich von der Lüge ans Licht führen. Die Lüge begegnete der Wahrheit im selben Augenblick, in dem die Angst in ihr Licht trat. Im Lichte der Wahrheit beendete die Lüge ihr Sein und mit ihr die Angst, die sie fest an der Hand hielt.

Das EINE

„Ich bin es, erkennst du mich nicht?“ fragte das Eine.

„Nein, wer bist du?“ fragte er zurück.

„Bin ich es, erkennst du mich!“ antwortete das Eine.

„Woher soll ich wissen, ob du es bist? Ich erkenne dich nicht!“, entgegnete er.

„Erkennst du mich nicht, *bin* ich es *nicht*.“, fügte das Eine hinzu.

„Du *bist* es, wenn ich dich erkenne und wenn ich dich nicht erkenne, *bist* du *es nicht*?“, fragte er. „Ich verstehe deine Worte nicht! Was willst du von mir?“

„Warum lebst du?“ fragte das Eine unvermittelt.

„Warum ich lebe?“, wiederholte er die Frage.

„Du bist verwundert über diese Frage? fragte das Eine. „Warum bist du nicht tot, wenn du keinen Grund zum Leben hast?“, setzte es gleich nach.

„Wer bist du, dass du mir solche Fragen stellst? Ich finde keinen Sinn darin.“, antwortete er.

„Du forderst einen Sinn in meinen Fragen, obwohl du keinen Grund zu Leben weißt? Welchen *Sinn* hast es, dass du lebst?“ fragte das Eine weiter.

„Ich lebe *ohne* Sinn.“, gab er zurück.

„*Alles* hat einen Sinn!“ antwortete das Eine. „Wenn nicht alles einen Sinn hätte, warum sollte es dann *sein*?“

„Ich sehe keinen Sinn im Leben. Vielleicht kann ich ihn erst erkennen, wenn ich tot bin.“, fügte er hinzu und wandte sich ab.

Doch in welche Richtung er sich auch wandte – das Eine stand immer direkt vor ihm und schaute ihn freundlich, aber herausfordernd an.

„Warum stellst du diese Fragen ausgerechnet *mir*? Ich kann sie dir nicht beantworten!“, sagte er schließlich.

„Ich stelle sie *dir*, weil nur *du* sie beantworten kannst! Sie enden in dem Moment, in dem du mich erkennst.“

Er hielt inne und schaute das Eine an, als wenn er es jetzt erst *wahrnehmen* könnte.

„Bist *du* das Leben?“ fragte er schließlich.

„Ja, ich bin es!“, antwortete das Leben liebevoll.

„Du kommst zu spät.“, antwortete er und schickte es fort.

Valhalla an einem Tag ohne Zeit

„Heute!“, rief das Gestern. „Nein, morgen erst!“, rief das Heute. „Jetzt!“, rief der Moment. „Seid ruhig!“, rief die Zukunft. „Die Vergangenheit holt sie sonst ein, die Zeit, die ihr verschwendet.“

Nachdem das EINE weg war

„Ich friere, es ist so kalt hier im Dunkeln!“, klagte sein Herz.

„Das ist seine Kälte! Das Leben hat uns verlassen.“, sagte sein Verstand.

„Wo ist das Leben? Warum ist es fort?“, fragte sein Herz.

„Er wollte nicht mehr denken müssen, darum hat er es fortgeschickt!“, antwortete sein Verstand.

„Aber du sprichst mit mir, also denkt er immer noch!“, widersprach sein Herz.

„Ja, er denkt immer noch, aber nicht mehr *darüber* nach.“, entgegnete sein Verstand.

„Worüber?“, fragte sein Herz.

„Über den Tod. Er muss nun nicht mehr über den Tod nachdenken, weil er jetzt tot *ist*.“, antwortete sein Verstand.

„Er ist tot?“, fragte sein Herz bange.

„Ja, er ist tot. Eigentlich lebte er schon lange nicht mehr.“, sagte sein Verstand.

„Was meinst du damit, er lebte schon lange nicht mehr?“ fragte sein Herz.

„Er hatte sich schon lange vom Leben abgewandt und dachte nur noch über den Tod nach.“, erklärte sein Verstand.

„Warum wandte er sich ab vom Leben?“ fragte sein Herz.

„Er hatte die Lust daran verloren. Ständig fragte er mich nach dem Wert des Lebens, aber ich fand keine Antwort, die ihm gefiel!“, antwortete sein Verstand.

„Das ist traurig. Ich fühle die Einsamkeit und seine Angst davor. Er verschloss mich, sodass er sich selbst nicht wahrnehmen konnte.“, sagte sein Herz leise.

„Jetzt ist Ruhe. Alle Gedanken sind gedacht. Es kommen keine neuen mehr. Nur noch seine Erinnerungen bleiben...“

„...und seine Gefühle“, ergänzte sein Herz und fragte: „Was geschieht mit uns, ohne das Leben?“

„Wir existieren nicht mehr. Durch das Leben *waren* wir. Ohne das Leben sind wir nicht mehr. Sein Körper vergeht und wir verlassen ihn. Wir sind jetzt frei.“, antwortete sein Verstand.

„Frei? Was bedeutet das, *frei* sein?“ fragte sein Herz.

„Frei sein, bedeutet, dass wir nun kein Teil mehr von ihm sind. Wir lösen uns von ihm. Das Leben ist schon fort. Wir sind noch da, weil wir immer zuletzt gehen.“, erklärte sein Verstand.

„Wohin gehen wir?“ fragte sein Herz.

„Ich gehe auf in den Erinnerungen und du mit mir, denn alle Erinnerungen sind fest mit Gefühlen verbunden und jedes Gefühl mit einer Erinnerung. Dort bleiben wir, bis wir wieder erinnert und gefühlt werden von einem Menschen.“, antwortete sein Verstand.

„Ich fühle mich so schwer. Ich kann mich nicht lösen von ihm!“ klagte sein Herz.

„Die Schwere ist nicht deine, sie bleibt hier. Nur leichte Herzen können sich vom irdischen lösen.“, erklärte sein Verstand.

„Was geschieht mit ihr?“, fragte sein Herz.

„Andere Herzen werden sie aufnehmen.“, antwortete sein Verstand.

„Andere Herzen werden diese Schwere aus Einsamkeit, Kummer und Angst weitertragen?“ fragte sein Herz besorgt.

„Ja, sie bleibt hier Andere Menschen werden sich ihr annehmen und sie in ihren Herzen weitertragen.“ antwortete sein Verstand.

„Ich fühle die Schwere als unausgesprochenes Leid seiner Erinnerungen.“, sagte sein Herz. „Er fühlte sich ausgeschlossen vom eignen Leben.“, fügte es hinzu.

„Er lebte schon lange nicht mehr.“, wiederholte sein Verstand und beendete sein Denken. Sein Herz ließ die Schwere los und folgte ihm.

Valhalla zwischen der Zeit.

„Die Vergangenheit holt dich ein, wenn du zulange hinsiehst. Dreh dich um!
Dreh dich um!“, lockte die Zukunft.

Teil 1

Erinnerungen aus *vor* der Zeit, *in* der Zeit und *nach* der Zeit

*KZ Sachsenhausen April 1945 –
Erinnerungen von Vadim*

Der Tod ist allgegenwärtig. Er umschließt mich. Ich rieche, sehe, höre und fühle den Tod. Ich spüre mein Vergehen, mehr als mein Leben. Ich vergehe. Die Zeit steht still, doch ich vergehe. Ich lebe rückwärts. Ich will endlich Gewissheit, die sichere Gewissheit, dass ich sterbe oder leben werde. Ich kann nicht mehr ohne Gewissheit leben. Ich möchte wissen, wann es soweit ist. Heute, morgen, in einer Woche? Wann ist es vorbei? Lieber jetzt, dann habe ich Gewissheit!

Wir werden aufgelöst. Sie treiben uns fort! Sie treiben uns! Wer nicht mehr laufen kann, wird erschossen. Sie treiben uns! Der Tod treibt uns über die Felder. Ein Todesmarsch, der lebenden Toten. Der Tod treibt uns voran. Viele bleiben auf der Strecke liegen, einfach liegen und sterben. Sie haben Gewissheit, dass es zu Ende ist. Doch es treibt uns voran, ein letzter Funke Hoffnung auf Leben, ein letzter Rest Leben, der noch in unseren ausgemergelten Körpern steckt. Niemand weiß, niemand weiß, aber einige hoffen noch. Die, die nicht mehr hoffen, bleiben liegen.

Ich falle, ich liege, werde ohnmächtig. Man tritt mich in die Seite. Ich rühre mich nicht. Er geht weiter und lässt mich sterben – endlich Gewissheit.

Ich liege. Die Zeit steht still. Es beginnt zu regnen. Mein Gesicht wird nass. Ich lebe noch. Ich lebe noch!

Ich werde hochgerissen. Man legt mich auf einen Karren und fährt mich. Wohin? Ich spüre das holpern des Karrens, ich höre Stimmen, doch ich verstehe die Worte nicht. Ich liege im Stroh, mehr tot als lebendig, höre ich sie sagen.

Sie heben meinen Kopf und geben mir Wasser. Es läuft an meinen Mund vorbei. Ich habe keine Kraft meine Lippen zu öffnen. Irgendwann spüre ich es hinunterrinnen in meiner Kehle. Es ist kühl und wohltuend. Ich schmecke Brühe, die mir eingeflößt wird, mit einem großen Löffel. Ich habe nicht vergessen, wie Brühe schmeckt. Ich falle in einen tiefen Schlaf.

Wie lange habe ich geschlafen? Ich bin wach. Ich lebe. Ich kann meine Augen öffnen und sehen. Ich spüre eine Hand, die weich über mein Gesicht gleitet. Ich kann sie spüren, ich rieche den Duft von Heu um mich herum. Ich lebe.

Dem Tode entronnen bin ich, sagen sie. *Glück* hätte ich gehabt. Doch ich spüre das Glück nicht, zu viel Tod war um mich herum. Ich kann mich nicht lösen von den Bildern, den Gedanken, den Schmerzen der vergangenen Jahre. Ich kann sie nicht löschen, so sehr ich mich bemühe. Ich würde sie vergessen wollen müssen, um weiterzuleben. Ich lebe, aber nicht *mein* Leben. Das habe ich verloren vor der Zeit. Ich habe es verloren, mein Leben. Es kommt mir so unwirklich vor, das Leben nach der Zeit. Ich soll alles vergessen, ich soll ein neues Leben beginnen, sagen sie. Wie geht das – *vergessen*? frage ich sie. Sie schauen mich an und doch sehen sie nicht mich, sondern den anderen, den, der übrig blieb nach der Zeit. Ich lebe, aber es gibt mich nicht mehr. Sie wissen keine Antwort auf meine Frage nach dem Vergessen, das sehe ich in ihren leeren Blicken – keine Antwort auf die Frage, wie man lebt, ohne sein Leben.

Ich bin wieder bei Kräften. Sie schicken mich fort. Hier kann ich nicht bleiben, sagen sie. Ich gehe, oder das was von mir übrigblieb, nach der Zeit. Ich lasse mich treiben ohne Ziel, ohne zu wissen, wer ich bin.

Berlin September 1945 – Erinnerungen von Vadim

Der Krieg ist vorbei. Ich bin frei. Frei zu sein, mein altes Leben wieder zu bekommen, war mein sehnlichster Wunsch nach der Inhaftierung. Jetzt weiß ich, dass ich mein altes Leben nie wiederbekommen kann

– ganz gleich ob ich frei bin oder nicht. In Gedanken werde ich nie mehr frei sein. Meine Erinnerungen fesseln mich, halten mich gefangen in Sachsenhausen. In der Nacht begegnen mir die Toten. Ich sehe ihre Gesichter, ihre glänzenden starren Augen, ihre stummen Blicke. Sie greifen nach mir, wollen mich mitziehen. Ich laufe davon, aber sie holen mich ein. Ich höre ihre Schreie, ihr leises Wimmern, ihr Keuchen, ihren letzten Atemzug. Ich erkenne ihre Gesichter in den Lebenden und erstarre. Ich habe keine Angst mehr vor dem Tod. Keine Angst mehr. Ich spüre Hunger und Durst, ich friere und schwitze, bin müde, aber finde keinen Schlaf – sonst fühle ich nur Leere. Leere füllt mich aus. Es ist, als wäre ich ein Schlafwandler, der nie aufwacht aus seinem Altraum. Ich habe keinen Platz mehr im Leben, bei den Lebenden. Das sehen sie, wenn sie mir begegnen. So viele Menschen stürzen sich in die Arbeit, jetzt da der Krieg vorbei ist. Sie bauen wieder auf, sagen sie. Sie bauen wieder auf. Arbeitskräfte werden jetzt überall gesucht. So viele Männer sind im Krieg geblieben, so viele Männer. Man sieht nicht mehr, wer gut ist und wer schlecht. Alle schlechten sind verschwunden, als hätte es nur gute gegeben. Mitfühlende Blicke erkenne ich nur selten, zu viel Leid und Schmerz haben die Menschen erlebt, da bleibt kein Gefühl mehr übrig, das man teilen kann.

Ich arbeite für Obdach und Brot. Ich schleppe Steine und baue ihre Häuser wieder auf. Wohin sollte ich auch gehen? Ich bleibe. Wenn ich arbeite, spüre ich ein wenig. Mein Körper schmerzt. Ich lebe. Woher ich komme, fragen nur wenige, wohin ich gehöre, fragt niemand. Also bleibe ich. Niemand fragt und das ist gut so. Was sollte ich ihnen erzählen? Das Unfassbare hat keine Worte. Die Menschen schweigen über ihr erfahrenes Leid, sie schweigen, weil sie ihr Leben zurückhaben wollen. *Ihr* Leben. Das verstehe ich. Ich schweige, damit sie ihr Leben zurückbekommen können – dafür muss ich schweigen. Ihre Blicke geben mir zu verstehen, dass sie nichts wissen wollen von dem, was hinter den Mauern geschah. Es ist so unwirklich, so unglaublich, dass sie es nicht glauben wollen, nicht glauben können, was hinter den Mauern geschah. Niemand möchte es wissen, niemand hat davon gewusst, niemand hat etwas davon gehört oder gesehen. Niemand.

Ich würde es selbst gerne nicht mehr wissen müssen. Nicht mehr denken müssen, nicht mehr träumen müssen. Die Verdrängung hilft den Überlebenden. Sie hilft den Lebenden. Das ist doch wichtig, dass sie den Lebenden hilft. Sie arbeiten

ihren Schmerz weg. Sie arbeiten, um zu vergessen, was sie nicht wissen wollten, nicht wussten, nie hörten und nie sahen. Ich helfe, ich arbeite, ich esse und trinke, aber ich schlafe nicht, weil sie dann kommen und mich einholen, die Toten. Viele sind schlaflos und ruhelos, wie ich. Ich sehe Leid in ihren Augen. Sie wollen ihr altes Leben zurück, doch das gibt es nicht mehr.

Die Kinder spielen in den Trümmern - sorglos lachend. Das ist schön, sie spielen zu sehen und ihr Lachen zu hören. Ich ertappe mich dabei, wie ich ihnen lächelnd zusehe. Für einen kurzen Augenblick kann ich vergessen. Ich beginne in der Nacht Tiere und Figuren zu schnitzen. Das konnte ich schon, als ich selbst ein kleiner Junge war. Mein Großvater hat es mir beigebracht. Ich schenke sie den Kindern, um ihre Freude und ihr Lachen zu erleben. Wenn sie lachen, kann ich vergessen. Ich beginne mich an mein Leben zu erinnern, daran wer ich war vor der Zeit.

Berlin Frühjahr 1946 – Erinnerungen von Vadim

Wer ich bin... Ich habe keine Verbindung zu mir, der ich bin. Ich fühle mich nicht zugehörig, zu meinem vergangenen Leben. Es erscheint mir fremd. Ich fühle mich, wie ein Beobachter, wenn ich mein vergangenes Leben erinnere, wie ein Fremder. Ich spüre kein eigenes Leben, nur das Fremde kann ich beobachten und gehe darin auf. Wenn ich nicht beobachte bin ich leer. So wie ich den Kindern beim Spielen zuschaue, schaue ich mein vergangenes Leben an. Wenn ich mich erinnere, sehe ich einen Jungen, der ich wohl mal war. Ich sehe seine Mutter. Sie trägt ein einfaches Kleid und eine Schürze darüber. Ihre Haare sind hinten zusammengesteckt. Sie ist jung, arbeitet viel, ist fleißig. Sie versorgt das